

CHRISTOPH WIEBE

»... daß und warum sie im Aussterben begriffen seien«

| 21 Reflexionen zu Gegenwart und Zukunft der deutschen Mennoniten

VORBEMERKUNG Als Schriftleiter der Mennonitischen Geschichtsblätter beschäftige ich mich immer wieder mit historischen Aspekten, als Pfarrer täglich mit der Gegenwart unserer Gemeinden. Die folgenden Überlegungen verbinden beides. Sie sind fragmentarisch, treten also ohne den Anspruch auf, umfassend zu sein und alles stringent zu thematisieren, was in diesem Zusammenhang zu bedenken ist. Im Blick habe ich dabei nur die Gemeinden der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden (AMG). In ihr sind knapp 6000 Mennoniten miteinander verbunden. Zahlenmäßig bedeutender sind längst die aus Rußlandrückwanderern entstandenen Gemeinden, zu denen allerdings kaum Kontakt besteht. Überlegungen, die sie einbeziehen, müßten weiter ausholen. »Mennoniten« in meinen Überlegungen sind also eigentlich »AMG-Mennoniten«. Vielleicht wäre schon die Tatsache, daß darauf eigens hingewiesen werden muß, eine Betrachtung wert.

»DIE GROSSE REGELMÄSSIGKEIT IM SCHWÄCHERWERDEN« Der 24. Juni 1862 war ein denkwürdiger Tag. Die Diskussion um die Aufhebung der Wehrfreiheit in Preußen bewegte die Mennoniten, und am Anfang des Jahres hatten westpreußische Mennoniten in Kalthof eine völlig überzogene Petition beschlossen, in der sie für den Fall der Aufhebung der Wehrfreiheit die Auswanderung aller Mennoniten ankündigten. Nur die Danziger Gemeinde hatte nicht unterschrieben und statt dessen eine Denkschrift befürwortet, in der für die mennonitischen Grundsätze um Verständnis geworben werden sollte. Der Privatdozent Dr. Wilhelm Mannhardt von der Universität Berlin, Sohn des Danziger Predigers Jakob Mannhardt, hatte die Aufgabe übernommen. Er arbeitete in kurzer Zeit die Geschichte der Wehrfreiheit der preußischen Mennoniten auf und trug umfangreiches historisches und auch statistisches Material zusammen, mit dem er unter anderem den Nachweis erbringen wollte, »daß und warum sie im Aussterben begriffen seien« und daß darum von der Befreiung der Mennoniten vom Wehrdienst keine Gefahr für die Wehrkraft des Staates ausgehe. Nun saß eine Kommission in

Danzig versammelt und ließ sich das Manuskript vorlesen. Es wurde genehmigt, doch wurde unglücklicherweise beschlossen, es wenige Tage später auf einer Versammlung in Nogathau noch einmal vorzulegen. Dort aber wurde verfügt, drei von fünf Kapiteln zu streichen. Das so verstümmelte, um seinen statistischen und argumentativen Hauptteil gekürzte Werk erschien dann 1863 als rein geschichtliche Darstellung: *Die Wehrfreiheit der Altpreußischen Mennoniten*. Es gilt als Standardwerk und wird noch immer zitiert. Die ursprüngliche Intention ist aber für den Leser nur noch in vereinzelten Bemerkungen zu erkennen, beispielsweise in der einzigen Statistik, die dann doch den Weg ins Buch gefunden hat. Sie verzeichnet von 1816 bis 1858 einen Rückgang von 13 175 auf 12 515 Mennoniten in der Provinz Preußen, relativ zur Gesamtbevölkerung eine Abnahme von 1,27 auf 0,7 Promille. »Betrachtet man die Gründe dieser Abnahme genauer (nämlich Auswanderung, Mischheirathen, vollständiges Fehlen eines Zuwachses aus anderen Confessionen) so kann man aus der bisherigen Richtung des Stromes der Mennonitenbevölkerung in dem Zeitraum von 42 Jahren gewiß Resultate über dessen ferneres Verhalten ziehen. Die große Regelmäßigkeit in dem Schwächerwerden dieses Stromes spricht für die Dauer dieses Zustandes auch in der Zukunft.« Verblüffend, wie hier rein sprachlich der Duktus der Sicherheit und der tröstenden Gewißheit vorherrscht (»große Regelmäßigkeit«, »Dauer des Zustandes auch in der Zukunft«), wo es doch inhaltlich um nichts Geringeres geht als das allmähliche Schwächerwerden der Mennoniten. Aber Mannhardt kommt es eben auf die Folgerung an, wie der abschließende Satz zeigt: »Es ist mithin keine Gefahr, daß durch Wachstum der mennonitischen Bevölkerung die Wehrkraft des Landes künftig geschwächt werde.«

EXTERNE UND INTERNE FAKTOREN Man könnte mit Recht feststellen, daß die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts den Mennoniten ganz besonders zugesetzt hat. Die vergleichsweise riesigen mennonitischen Kolonien im Süden Rußlands, mit denen ein reger geistiger Austausch begonnen hatte und wo vor dem Ersten Weltkrieg schätzungsweise 120 000 deutschsprachige Mennoniten lebten – zerstört als Folge des Ersten Weltkriegs und der russischen Revolution. Auch die Gebietsabtretungen des Deutschen Reiches trafen die deutschen Mennoniten besonders hart, sie zerschnitten im Westen die engen Bande der elsässischen und lothringischen Gemeinden mit ihren benachbarten und oft auch verwandten Mennoniten in Baden und in der Pfalz. Im Osten wurden west- und ostpreußische Gemeinden voneinander beziehungsweise vom Reich getrennt, und einige Gemeinden, die weder zum Freistaat Danzig noch zu Ostpreußen gehörten, fanden sich auf einmal in Po-

len wieder – Fremde im eigenen Land, das ihnen Heimat war. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen löschten das mennonitische Leben im Osten Europas, die deutschen Ostgebiete eingeschlossen, vollends aus. In der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft waren die meisten Mennoniten Weltkriegsflüchtlinge. Und die Schwierigkeiten, mit denen sich auch andere Kirchen seither konfrontiert sahen, trafen Mennoniten vor diesem Hintergrund möglicherweise besonders: der allgemeingesellschaftliche Wandel, der zu einer sich beschleunigenden Abnahme religiöser Traditionen führte, der Geburtenrückgang mit dem dadurch ausgelösten demographischen Problem der Überalterung, usw. So richtig das alles ist – es wäre verkehrt, die Gründe für den zahlenmäßigen Niedergang der Mennoniten nur in solchen externen Faktoren zu suchen. Es ist statt dessen auch nach internen Faktoren zu fragen. Mannhardts Statistik, verbunden mit anderen Beobachtungen, weisen in diese Richtung. Es scheint, daß es nicht unerhebliche interne Faktoren gibt, welche die Mennoniten schon vor dem für sie katastrophal verlaufenen 20. Jahrhundert daran hinderten, mehr zu werden. Faktoren, die mit den Besonderheiten der Mennoniten zusammenhängen und gewissermaßen die Schattenseiten der konfessionellen Identität ausmachen, auf die Mennoniten so stolz sind. Diese quasi eingebauten Wachstumshemmnisse sollten offen und selbstkritisch diskutiert werden.

UNGELÖSTES PROBLEM Nicht aus direkter Not, aber doch aus der Notwendigkeit heraus, gewisse Aufgaben gemeinsam angehen zu müssen, ist die Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden entstanden. Es war Heino Fast, der 1961 die Geschichte der Vereinigung in einer kleinen Broschüre sehr kompetent zusammenfaßte und darstellte. Demnach war bei der Gründung 1886 eines der treibenden Anliegen, zu einer eigenständigen mennonitischen Predigerausbildung zu kommen. Daraus ist nichts geworden. Noch heute gibt es keine gemeinsame Vor- und Ausbildung für diejenigen, die in den mennonitischen Gemeinden als Hauptamtliche tätig sind. Das ist der Kommunikation und dem gemeinsamen Verständnis des mennonitischen Glaubens nicht förderlich. Es macht zudem für Hauptamtliche den Wechsel zu einer anderen Gemeinde fast unmöglich. Es sind darum viel Zugänge aus anderen Konfessionen zu verzeichnen, so wie es andererseits die Abwanderung eigener geeigneter Personen in andere Kirchen gibt. So etwas wie vorausschauende, verantwortliche Personalpolitik kann gar nicht betrieben werden. Das war vor 100 Jahren noch etwas anders. Damals nahmen Vertreter der Vereinigung mennonitischen Theologiestudenten nach ihrem Theologiestudium ein zweites, ein »mennonitisches« Examen ab, das für den Dienst in den Gemeinden qualifizierte. Heute ist es weitgehend dem Zufall überlas-

sen, ob eine Gemeinde einen geeigneten Kandidaten oder eine Kandidatin überhaupt findet, so wie es umgekehrt Zufall ist, daß gerade dann eine geeignete Stelle frei wird, wenn jemand sein Studium beendet hat und danach sucht. Das ist für beide Seiten kein guter Zustand. Die hohe Zahl Theologiestudierender in den 1980er und 90er Jahren hat auch bei Mennoniten dafür gesorgt, daß eine Reihe jüngerer Personen in den hauptamtlichen Dienst übernommen wurde. Aber es ist abzusehen, daß in wenigen Jahren ein Mangel an geeigneten Personen auftreten wird. Der Bedarf der Gemeinden, neben dem übernommenen Laienpredigertum theologisch qualifizierte Personen anzustellen, nimmt weiter zu. Gleichzeitig werden die Gemeinden kleiner und auch die finanziellen Möglichkeiten gehen zurück. Zwar haben mennonitische Gemeinden jahrhundertlang ohne theologisch qualifizierte Hauptamtliche existiert, und der biblisch begründete Glaube ist für seine Weitergabe letztlich darauf auch nicht angewiesen. Praktisch aber spüren Gemeinden doch genau, wie dringend sie theologisch qualifizierte Personen brauchen. Sie benötigen sie für sich selbst, aber beispielsweise auch, um mit anderen Konfessionen überhaupt in einen Dialog treten und wahrgenommen werden zu können. Theologisch qualifizierte Personen sind also einerseits für eine gute Entwicklung der Gemeinden in Zukunft nötig, andererseits sind sie, wie ein Blick in die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt, keine Gewähr dafür. – Das Problem, das einst zur »Vereinigung« führte, besteht immer noch.

KOMPETENT ABGEWICKELT In den letzten Jahren war der Mennonitische Heimeverein aus meiner Sicht eine der am kompetentesten und solidesten geführten mennonitischen Einrichtungen. Bei der Verantwortung für über 200 Beschäftigte in zwei Heimen und einem Etat von mehreren Millionen Euro ging das auch gar nicht anders. Nun hat ausgerechnet der Heimeverein sich sozusagen selbst abgewickelt. Die Heime sind auf Vordermann gebracht und an größere Träger abgegeben worden, da der immer stärker werdende Konkurrenzdruck auf dem Markt es langfristig nicht möglich erscheinen läßt, zwei Heime in so großer räumlicher Distanz (Enkenbach/Pfalz und Bad Oldesloe/Holstein) wirtschaftlich zu führen. Vermutlich eine vorausschauende, richtige Entscheidung. Sie kommt mir wie ein Menetekel vor.

MASSENEINTRITT Soweit ich sehe, fand die einzige nennenswerte Eintrittswelle, die es im letzten Jahrhundert unter Mennoniten in Deutschland gab, in den 1920er Jahren in Emden statt. Sie ist dem Charisma und der Ausstrahlung Abraham Fasts zu verdanken. Heinold Fast hat in einem Beitrag für das Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 1998 daran erinnert. Als Abraham Fast 1918 seine erste Predigt in Emden

hielt, waren 14 Gemeindemitglieder gekommen, zumeist ältere Personen. Eine Dame machte ihm das Kompliment, es kämen sonst nicht so viele. Die Gemeinde war auf rund 30 Mitglieder geschrumpft, das Ende war abzusehen. Schon im Jahr 1900 hatte man vorgesorgt und von der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden einen Geldbetrag erhalten und dafür im Gegenzug in die Gemeindeordnung den Passus aufgenommen, daß das Vermögen der Gemeinde bei einer Auflösung der Vereinigung zufällt. So sollte verhindert werden, daß die letzten Mitglieder der Gemeinde diese auflösen und das Vermögen in ihren privaten Besitz überführen. Daß Gemeinden so enden, hat es in der mennonitischen Geschichte mehrfach gegeben. Abraham Fast sah sich genötigt, etwas zu unternehmen, wenn er nicht dem allmählichen Aussterben der Gemeinde zusehen wollte. Zurück nach Rußland zu gehen, woher er gekommen war, war nach der Revolution nicht mehr ratsam. Fast begann, öffentliche Veranstaltungen zu besuchen, in denen politische und geistige Fragen der Zeit diskutiert wurden. Er mischte sich ein und ergriff das Wort. Die Suche nach Orientierung war nach dem Ende des Kaiserreichs groß. Es entstanden Kontakte zu der Freireligiösen Gemeinde, die eng mit der Sozialdemokratischen Partei der Stadt verbunden war. Bereits 1919 kamen die Freireligiösen auf die Mennoniten zu und baten, ihre Versammlungen in der Mennonitengemeinde abhalten zu dürfen. Auch wollten sie, daß Abraham Fast zu ihnen ebenfalls spricht. Der Kirchenrat stimmte zu. Nach einigen Jahren stellte sich die Frage nach einem Zusammenschluß. Schließlich löste sich die Freireligiöse Gemeinde auf und stellte es jedem frei, sich der Mennonitengemeinde anzuschließen. Am 2. Februar 1926 traten 151 Erwachsene der Gemeinde bei, womit sich die Zahl der Mitglieder versechsfachte. Sicher sind solche Ereignisse nicht jederzeit und in jeder Gemeinde möglich. Trotzdem bleibt es ein Beispiel für das, was möglich ist, wenn man sich rückhaltlos auf die Fragen der Zeit einläßt.

WORAN GEMEINDEN ZUGRUNDEGEHEN, läßt beispielsweise eine Notiz aus dem Christlichen Gemeindekalender für das Jahr 1909 ahnen, der damals von der Konferenz der Süddeutschen Mennoniten herausgegeben wurde. Dort heißt es über die Gemeinde im niederrheinischen Goch, deren Zahl mit »30 Seelen« angegeben wird: »Die Einigungsversuche sind wieder einmal total gescheitert. Pastor Kraemer legte seine Tätigkeit nieder.«

WEITERWURSTELN Früher imponierte es mir, wieviel bei den Mennoniten läuft und was diese kleine Schar von knapp 6000 Mennoniten alles auf die Beine stellt. Heute erfüllt es mich eher mit Sorge. Denn es sagt mir: Es fehlt an Koordination und Abstimmung. Zu vieles läuft nebeneinander her, es fehlt die ordnende Hand. Die Mennoniten verzetteln sich und sind dabei, sich zu

Tode zu wursteln. Der kürzlich verstorbene Peter Foth sagte einmal: »Bei Mennoniten kann keiner verhindern, was sich einer in den Kopf gesetzt hat.« Das ist die andere Seite unseres Prinzips, daß es keine übergeordnete Institution gibt. Man gewinnt den Eindruck: Erst wenn die Not es gebietet, wenn die Kräfte erschöpft und Gemeinden oder Werke sehr klein geworden sind, sucht man die Zusammenarbeit. Dann ist es meist zu spät.

»DIE JUGEND IST DIE ZUKUNFT DER GEMEINDE.« Wie oft habe ich diesen Satz schon gehört, in verschiedenen Zusammenhängen! Am häufigsten wohl, wenn es darum ging, in Gremien Gelder für die Jugendarbeit bereitzustellen. Theologisch stimmt der Satz aber nicht. Und auch geschichtlich trifft er nicht zu. Mehr geworden sind die Mennoniten in früheren Generationen nur dort, wo sie in größerer Zahl zusammenlebten und wo sich so etwas wie ein mennonitisches Milieu ausbilden konnte, in dem gemeindliche Bindungen mit familiären Banden und großer sozialer Homogenität einhergingen. Das war bei deutschen Mennoniten eigentlich nur in den westpreußischen Landgemeinden der Fall. Es war kein Zufall, daß sie vor dem Zweiten Weltkrieg rund zwei Drittel der deutschen Mennoniten ausmachten. Überall sonst waren die Mitgliederzahlen seit vielen Generationen rückläufig – trotz zum Teil hoher Kinderzahl. »Die Jugend ist die Zukunft der Gemeinde.« Dieser Satz ist geeignet, die Jugendarbeit auf eine Weise zu belasten, die ihr nicht gut tut. Jugendarbeit hat in erster Linie um der Jugendlichen selbst willen stattzufinden, als die ihnen gemäße Form, ihnen das Evangelium von Jesus Christus nahezubringen und sie an die Gemeinde heranzuführen. Als Maßnahme zum Überleben der Gemeinden in der Zukunft ist sie allein nicht ausreichend. Seit Jahrzehnten findet sowohl im norddeutschen als auch im süddeutschen Bereich eine oft sehr gute und engagierte Jugendarbeit statt. Den Sinkflug der Mitgliederzahlen hat sie nicht abwenden können. Wohl ist wahr, daß ohne diese Jugendarbeit die Lage noch viel kritischer aussähe. Trotzdem: Wenn die jahrzehntelange Jugendarbeit der Mennoniten etwas beweist, gegen ihre Absicht, dann dies: Daß die Jugend nicht die Zukunft der Gemeinden ist. – Die Zukunft der Gemeinden wird auf vielen Feldern der Gemeindearbeit entweder gewonnen oder verspielt.

FÜR EINE NEUE GEMEINDETHEOLOGIE Es muß wohl 1990 gewesen sein. Ich saß als Teilnehmer eines festlichen Taufgottesdienstes in der Emdener Mennonitenkirche. Der theologischen Theorie nach, die in Büchern und Broschüren als mennonitische Gemeindeftheologie verbreitet wird, müßte es die Taufe eines Mitglieds der Emdener Gemeinde sein, denn es war ihre Kirche und ihr Pastor, der da agierte. Tatsächlich aber lagen die Dinge anders. Die junge Frau, die getauft wurde, lebte in Stuttgart (wo es eine Mennonitenge-

meinde gibt) und war in der Nähe von Frankfurt am Main aufgewachsen, wo sie mit der Familie auch die mennonitischen Gottesdienste besucht hatte, solange sie zu Hause lebte. Allerdings hatte man in der Familie auch eine ausgeprägte Bindung an die Berliner Mennonitengemeinde, zu der die Eltern all die Jahre weiterhin gehörten und in der auch einige Verwandte lebten. Außerdem bestand ein persönliches Vertrauensverhältnis zu dem Pastor der Emdener Gemeinde. Kurzum: Die in der Frankfurter Gemeinde aufgewachsene und nun in Stuttgart lebende junge Frau wurde in Emden durch den dortigen Pastor zum Mitglied der Berliner Gemeinde getauft. Solche Geschichten gibt es bei Mennoniten öfter, sie sind nichts Besonderes. Ungewöhnlich ist nur, daß die deutschen Mennoniten sich weigern, diese Praxis theologisch zu reflektieren und statt dessen weiterhin eine theologische Theorie von Gemeinde pflegen und überliefern, die von der Praxis in den Gemeinden täglich widerlegt wird. Tatsächlich existieren vielfältige mennonitische Beziehungsnetze, die neben den Gemeinden existieren, und es ist manchmal die Frage, wer wen trägt und erhält.

TÖDLICHE TREUE Etliche Mennoniten pflegen eine rational schwer begründbare Treue zu ihrer Heimatgemeinde, in der sie aufgewachsen und getauft sind. Diese Verbundenheit kann Jahrzehnte währen, auch wenn sonst keine weiteren Beziehungen zur Stadt oder zur Gemeinde mehr bestehen. Solche Treue ist nachvollziehbar und bisweilen auch rührend. Sie widerspricht der allgemein zu hörenden Klage, daß die religiösen Bindungen immer lockerer und unverbindlicher werden. Es scheint im Gegenteil so, daß in einer Welt, in der vieles zunehmend ungewisser und wechselhafter wird, eine feste religiöse Verwurzelung, die Halt gibt, an Bedeutung gewinnt. Problematisch ist nur, daß sich diese Bindung kaum auf die nachfolgende Generation überträgt. Gemeindefern aufgewachsene Jugendliche finden in aller Regel keine Beziehung zur Gemeinde.

GEMEINDEAUTONOMIE Wesentlicher Bestandteil mennonitischer Überzeugung ist die Gemeindeautonomie. Sie besagt, daß in allen Fragen letztlich jede Gemeinde für sich entscheidet. Das betrifft organisatorische ebenso wie theologische Aspekte. Ob jede einzelne Gemeinde auch über die dazu nötige personelle und sachliche Kompetenz verfügt, steht auf einem anderen Blatt. Nach den Wurzeln dieser Gemeindeautonomie befragt, werden Mennoniten selbstbewußt auf die Bibel, speziell auf das Neue Testament verweisen. Dabei müßten sie merken, daß sich dort sehr wohl auch übergemeindliche Strukturen abzeichnen. Außerdem zeigt ein Blick in die Kirchengeschichte, daß in der Wirkungsgeschichte des Neues Testaments eben keineswegs nur das mennonitische Modell von Kirche in Erscheinung trat.

Die geschichtliche Frage nach der Herkunft der mennonitischen Gemeindeautonomie führt in die Entstehungszeit des Täuferturns, in die Schweiz am Ende des Mittelalters und dem Beginn der Frühen Neuzeit. Die Täufer griffen die radikalen Impulse ihrer Zeit auf und trugen sie weiter. Ein wichtiges Motiv bei der von vielen ersehnten Umgestaltung und Neuordnung der Gesellschaft war das Streben nach kommunaler Unabhängigkeit. Dafür ist in der Forschung der Begriff des Kommunalismus gebildet worden. Wie kein zweiter Forscher hat Peter Blickle den mittelalterlichen Wurzeln und den bis in die Moderne sich auswirkenden Folgen dieses Kommunalismus nachgespürt. Dieser frühneuzeitliche Kommunalismus ist es, dem die Mennoniten ihre Vorstellungen von Gemeindeautonomie in erster Linie verdanken. Natürlich lasen die Täufer die Bibel, aber sie lasen sie eben vor dem Hintergrund ihrer Situation und ihrer Zeit. Die Gemeindeautonomie der Mennoniten ist nicht einfach biblisch, sondern gehört mindestens ebenso zur Wirkungsgeschichte frühneuzeitlichen Strebens nach lokaler Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, wie sie im alpenländischen Raum vorherrschte. Bei den Mennoniten Norddeutschlands haben sich im 16. Jahrhundert denn auch ganz andere Strukturen herausgebildet. Man spricht von einer Ältestenoligarchie. Charismatische Führerpersönlichkeiten knüpften ein Netz von Kontakten und Loyalitäten zu Gemeinden und ihren Leitern und übten so Einfluß aus. Im Grunde läuft das noch immer so. Und bei stets kleiner werdenden Gemeinden stellt sich irgendwann die Frage, wann die theologische Theorie von der Gemeindeautonomie zur Farce wird.

DISPARAT Daß die Mennoniten, weltweit über eine Millionen Mitglieder, gewissermaßen eine Ökumene in sich darstellen, ist nachvollziehbar. Daß aber die 6000 deutschen Mennoniten eine solche sind, finden nur Insider nicht erstaunlich. Man kann auf sehr verschiedene Art Mennonit sein. Man kann sich als Westpreuße oder Rußlanddeutscher verstehen oder als alteingesessenes Mitglied einer traditionsreichen Gemeinde oder Familie in der Pfalz, in Bayern, Ostfriesland, Hamburg oder am Niederrhein – um nur einige für Mennoniten bedeutsame Regionen zu nennen. Neben einer Möglichkeit, sein Mennonit-Sein gewissermaßen ethnisch oder familiengeschichtlich zu verstehen, gibt es aber auch noch die Möglichkeit, es auf bestimmte Weise inhaltlich zu definieren. Es gibt den Mennoniten, der friedensbewegt ist oder missionarisch engagiert, aufgeklärt-liberal oder erwecklich, neuerdings auch charismatisch. Je nachdem werden diese Mennoniten die Geschichte ihrer Konfession anders erzählen. Für die einen hat das Täuferturn seinen Ursprung in einem Bibellesekreis ernster Christen, die als Vorläufer späterer Pietisten gesehen werden, andere berufen sich auf radikale

täuferische Pazifisten. Wieder andere erzählen die Geschichte eines Volkes auf der Wanderschaft durch Zeiten und Kontinente. Und der vierte erzählt die Geschichte eines freien, an Dogmen nicht gebundenen Christentums. Die deutschen Mennoniten könnten heterogener nicht sein. Wenn sie übergemeindlich zusammenzuarbeiten versuchen, machen sich die unterschiedlichen Traditionen und Einstellungen sofort störend bemerkbar. Frei nach Karl Kraus: Was die deutschen Mennoniten voneinander trennt, ist der gemeinsame Glaube. Diese von vielen immer wieder als frustrierend empfundene Heterogenität könnte indessen ein Umstand sein, der paradoxerweise die Zukunftsaussichten der Mennoniten erhöht. Intern spannungsgeladene religiöse Gemeinschaften pflegen sich offensiv nach außen zu wenden und zu versuchen, durch die Bestätigung von Hinzukommenden die internen kognitiven Dissonanzen zu überwinden.

SURVIVAL OF THE FITTEST Trotz aller Freundschaft und Verbundenheit unter den Mennoniten aus verschiedenen Traditionen wird man diagnostizieren müssen, daß es in der mennonitischen Geschichte und auch heute einen evolutionären Verdrängungswettbewerb darum gibt, welche Spielart und Definition des Mennonitischen sich durchsetzen wird. Er wird intern munter fortgesetzt, obwohl doch der eigentliche Verdrängungswettbewerb der mit anderen kirchlichen Traditionen ist. Bei ihm geht es um die Frage, ob es zukünftig überhaupt noch Mennoniten gibt.

WERKE UND GEMEINDEN Der theologischen Theorie nach steht die Gemeinde bei Mennoniten im Zentrum der Aufmerksamkeit und der Aktivitäten ihrer Mitglieder. Tatsächlich verhält es sich vielfach anders. Eine beachtliche Zahl von Werken und Initiativen, von Kommissionen und übergemeindlichen Strukturen hat sich gebildet und macht einen nicht unbeträchtlichen Teil des mennonitischen Lebens aus. Sie bilden insgesamt ein Netzwerk, das Gemeinden umfaßt, aber auch viele einzelne, die zum Teil nur sehr lockere Bindungen an gemeindliches Leben haben. Finanziert wird alles letztlich von der geringer werdenden Zahl von Gemeindemitgliedern, zum Teil durch Umlagen. Man kann sich fragen, ob die Proportionen noch stimmen und ob nicht längst der Schwerpunkt der Aktivitäten zugunsten der Gemeindearbeit hätte verschoben werden müssen. Allein Gemeindearbeit, nicht Engagement in Werken, eröffnet den Gemeinden Zukunft.

NICHT OHNE EINANDER Was Gemeinden nicht alleine können, das machen sie gemeinsam im Rahmen ihrer Konferenzen, jüngst beispielsweise die Herausgabe eines neuen Gesangbuches. Solche Zusammenarbeit ergibt sich aus praktischer Notwendigkeit. Eine tiefergehende Zusammenarbeit würde sich ergeben, wenn man erkennen würde, daß man zum Überleben

aufeinander angewiesen ist. Grundlegend müßte die Einsicht sein, daß keine Gemeinde für sich allein eine Zukunftschance hat.

BRÜDERLICHKEIT Mit kaum einem Wort verbanden sich zur Reformationszeit so viele Hoffnungen wie mit dem Wort Brüderlichkeit. In vielen Flugschriften der frühen Jahre der Reformation ist ›brüderlich‹ fast gleichbedeutend mit ›christlich‹. Als nach dem Bauernkrieg die Hoffnung auf eine gesellschaftliche Erneuerung aus dem Geist christlicher Brüderlichkeit weithin verfliegen war, trugen vor allem Täufer diese Losung weiter. »Brüderliche Vereinigung« nannte sich beispielsweise ein wichtiges Dokument der frühen Jahre, heute als »Schleitheimer Bekenntnis« bekannt. Der Zusammenschluß zu Formen gemeinsamen Lebens in den Hutterischen Gemeinden war ein Versuch, brüderlich dem Evangelium gemäß zu leben. Sie folgten damit einem Impuls, der im Täufern allenthalben angelegt war. Nicht Wehrlosigkeit, sondern Brüderlichkeit war der allen Täufern gemeinsame Bezugspunkt. Freilich haben die Mennoniten es nicht geschafft, Strukturen hervorzubringen und zu bewahren, die Ausdruck von Brüderlichkeit sind. Das heutige Nebeneinander von Gemeinden läßt sich kaum als Ausdruck von Brüderlichkeit begreifen, sondern eher als ein Ausdruck eines Gemeindegöismus'. Viele kleinere Gemeinden stehen am Rand ihrer Möglichkeiten, finanziell und personell. Brüderlich wäre, wenn alle Gemeinden die Not einer einzelnen als ihre eigene begreifen würden und die Konzentration aller Kräfte darauf gerichtet wäre, in Deutschland ein Netz funktionsfähiger Gemeinden, die miteinander eng kooperieren, zu erhalten. Davon sind wir nach meinem Eindruck weit entfernt.

DER KONTAKT ENTSCHEIDET 1912 erschien die dritte Auflage des beachtlichen Geschichtsbuches von Antje Brons, *Ursprung, Entwicklung und Schicksale der alt-evangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten*, von Pastor ten Cate aus Appeldoorn (Niederlande) überarbeitet und ergänzt. Einige Zeilen, die aktuellen Entwicklung betreffend, verdienen es, zitiert zu werden: »Eine Gefahr liegt für das deutsche Mennonitentum in der geringen Anzahl seiner Mitglieder; die 19 Gemeinden in Ost- und Westpreußen werden auf 6800 geschätzt, die 11 Gemeinden in den norddeutschen Städten auf 1400, die 40 Gemeinden in Süddeutschland auf 3800. Eine andere Schätzung geht bis auf 18000 im Ganzen. Immerhin bilden sie eine verschwindend kleine Minderzahl unter den Millionen deutscher Reichsangehöriger. Sie haben früher durch Auswanderung stark verloren, eine Erscheinung, die glücklicherweise in neuerer Zeit nicht zugenommen hat. Eine andere bedrohliche Erscheinung bildet die zunehmende Auswanderung aus den ländlichen Gemeinden in die Städte, wo meist keine Mennoniten-Gemeinden sind und die

zugezogenen Mennoniten dann im Laufe der Zeit der Gemeinschaft vielfach verloren gehen. Man hat gesucht durch die Anstellung von Reisepredigern und durch Pflege der religiösen Bedürfnisse dieser und der zum Heere eingezogenen jungen Mennoniten zu helfen und so deren Zusammenhang mit der Gemeinschaft zu pflegen. Wenn es so gelingt, den rechten, echt christlichen freien Geist persönlichen Glaubens in dem heranwachsenden Geschlechte auch fern von den Gemeinden wach zu erhalten, werden diese auch der Uebermacht der staatlichen Landeskirchen gegenüber sich in Zukunft ebenso gut behaupten wie in der Vergangenheit. Der Geist entscheidet! Hält sich dieser nach der Weise der Väter tapfer, rein und selbständig in einfach christlicher Frömmigkeit, eingedenk des Wahlspruches Menno's 1. Kor. 3.11. und beurteilt im Lichte, das Hans Denck zum Leitstern wurde: »Niemand vermag Christum zu erkennen, ausser wer ihm nachfolgt in einem heiligen Leben«, dann kann den Mennoniten-Gemeinden im deutschen Reiche als Vertretern der freien persönlichen Ueberzeugung in Glaubenssachen auf Grund alt-evangelischer Gemeindegemeinschaft vielleicht noch eine grosse Zukunft bevorstehen!« Eine falsche Prognose, die auf idealistischer Überschätzung und Überforderung des Individuums beruht. Die Beobachtung zu den Abwanderungen in die Städte ist richtig, das Verständnis von Religion dagegen ist vorsoziologisch. Religiöse Orientierung wird durch Personen vermittelt, die sie glaubhaft vertreten. Damals wie heute gilt: Kaum jemand schließt sich den Mennoniten wegen der sogenannten mennonitischen Grundsätze an, wenn es ihm nicht von Personen, die er achtet, überzeugend vermittelt wird. Nicht ein idealistisch verstandener Geist entscheidet, sondern persönliche Kontakte und Beziehungen.

SPRACHFÄHIGKEIT Es kommt entscheidend darauf an, Mitglieder der Gemeinden sprachfähig in Glaubensfragen zu machen. Die Fähigkeit und Bereitschaft der Mitglieder, sich zu Fragen des Glaubens gegenüber anderen zu äussern, in persönlich verantworteter, nicht floskelhafter Sprache – das ist eine Schlüsselqualifikation, an der die Zukunft unserer Gemeinden hängt.

WANDERUNGEN Daß von außen erzwungene Wanderungen in der Geschichte der früher vielfach verfolgten Täufer und Mennoniten eine bedeutende Rolle spielten, ist jedem Mennoniten bekannt. Die Reihen Niederlande–Preußen–Rußland–Nord- und Südamerika oder die Reihe Schweiz–Südwestdeutschland–Nordamerika können die meisten aufsagen. Weithin unbekannt ist, wie stark weniger spektakuläre Wanderungen, oft aufgrund wirtschaftlicher Interessen, das Auf und Ab einzelner Gemeinden bestimmt haben. Das ließe sich an etlichen Gemeinden zeigen. Die Gemeinde Krefeld beispielsweise, einst kleiner als die in Gladbach oder Kleve, ist aufgrund von

Zuwanderung bedeutend geworden. Später sind heute bestehende Gemeinden wie Karlsruhe (seit 1901), Gronau (1888) oder Berlin (1886) aufgrund zumeist beruflich motivierter Wanderbewegungen entstanden. Heutzutage sind es die wirtschaftlich prosperierenden Ballungsräume, die auch Mennoniten anziehen. Im Bereich der Krefelder Gemeinde, zu dem auch die Rhein-schiene Düsseldorf–Köln–Bonn und das westfälische Dortmund gehören, sind im Laufe der Jahre etliche Zuwanderungen aus Pfälzer oder ostwestfälischen Gemeinden zu verzeichnen. Umgekehrt ziehen Kinder unserer Mitglieder nach Berlin, Hamburg oder in den Münchener Raum. Zumeist sind es gut ausgebildete, junge Personen. Es käme darauf an, daß Gemeinden die Informationen darüber austauschen und gemeinsam dort unterstützend und fördernd aktiv werden, wo sich das Potential für eine Gemeindegruppe sammelt.

DAS EVANGELIUM HAT ZUKUNFT. Die frohe und befreiende Botschaft des Neuen Testaments hat Zukunft. In dem Maß, in dem die deutschen Mennoniten sich daran ausrichten, müßten auch sie Zukunft haben. Keine besonderen Kampagnen sind nötig; im Gegenteil, jeder Versuch, sich mit besonderen Themen profilieren zu wollen und sich beispielsweise als radikalpazifistische Kirche zu positionieren, ist eher kontraproduktiv. Wichtig wäre, unvoreingenommen für jede Gemeinde und innerhalb jeder Gemeinde für jede Gruppe zu analysieren, welche Faktoren Wachstum behindern oder ihm entgegenstehen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn beseitigt werden könnte, was dem Evangelium im Weg steht.